



# Feierabend



## Der Schatten des andern.

Von Pierre Descaves.

Es ist peinlich, einen Brief zu erhalten, der einen nicht auf den ersten Blick den Absender erraten läßt. Dieses unangenehme Gefühl hatte ich, als man mir den Brief brachte, von dem hier die Rede sein soll.

Mißtrauisch öffnete ich den Umschlag. Die Unterschrift brachte mir einen alten Regimentskameraden, den ich seit Kriegsausbruch nicht mehr gesehen hatte, in Erinnerung. „Ich habe in Erfahrung gebracht“, so schrieb er mir, „daß Du Verwaltungskommissar im Bezirk Altwied geworden bist. In Deinen Amtsbezirk fällt daher das Städtchen Grumbach. Nun gibt es in Grumbach ein deutsches Gericht, dessen Vorsteher ein gewisser Bröhmer sein soll. Dieser Bröhmer war während des Weltkrieges Kommandant des Kriegsgefangenenlagers von Marchen . . . Er war ein mitleidsloser Bursche . . . Wenn Du Gelegenheit findest, so gehe nicht zu zart mit ihm um!“

Der Brief mißfiel mir in doppelter Weise: ich liebe es nicht, persönliche Rache zu nehmen, und noch weniger gebe ich mich als Werkzeug für die Rachegelüste eines andern her. Schließlich hätte mein Freund auch wissen müssen, daß mir mein Amt die Pflicht völliger Unparteilichkeit auferlegte, die durch nichts, am wenigsten durch Gehässigkeiten, beeinträchtigt werden kann.

Zu diesem Sinne antwortete ich dem Briefschreiber. Der aber teilte mir grauenvolle Einzelheiten mit, wie sehr die französischen Kriegsgefangenen und wie sehr er selbst unter dem Schreckensregime des Majors zu leiden gehabt hatten. Er bat mich dringend, ihn doch wenigstens wissen zu lassen, ob Bröhmer noch lebe und wie es ihm ergehe . . . Es war mir gar nicht in den Sinn gekommen, mich zu vergewissern, ob der ehemalige Kriegsgefangenenschinder von Marchen jetzt zu jenen deutschen Beamten gehörte, die meiner Kontrolle unterworfen waren. Ich brauchte nur ein Verzeichnis aufzuschlagen. Da las ich: „Bröhmer (Albert, Gustav), geboren am 1. Oktober 1862 in München. Seit 1. März 1913 Präsident des Amtsgerichts Grumbach. Landwehrmajor. Seit 1. Mai 1922 im Ruhestand. Hat sich nach Grumbach zurückgezogen.“

Es bestand also kein Zweifel darüber, daß mein Freund gut unterrichtet war. Aber

Bröhmer war nicht mehr Beamter. Ich konnte ihm also nichts anhaben und wollte auch gar nicht irgendetwas gegen ihn unternehmen. Die Gedanke kam mir jedoch, ihn zu besuchen. Was sollte mich daran hindern, diesen Bröhmer einmal aufzusuchen? Konnte ich ihm nicht, ohne meine Amtsbesugnisse zu überschreiten, zu verstehen geben, daß ich sein Verhalten im Weltkriege verdamme? Warum sollte ich nicht seine Mütze stören und ihm klarmachen, daß er den grausamsten und feigsten aller Kriege geführt hatte, den gegen völlig wehrlose Menschen, die niemandem mehr gefährlich waren? Vielleicht würde mein Besuch das Gewissen in ihm wachrufen? Vielleicht würde ich ihn zu unablässiger Reue über sein Verhalten verurteilen können? Ich fühlte, daß ich mit der Vollbringung einer solchen Aufgabe gewissermaßen einer Verpflichtung gegenüber allen meinen Kameraden, die der Krieg härter als mich mitgenommen hatte, nachkommen würde.

Ich benötigte eine Rundreise in meinem Bezirk, um mich in Grumbach aufzuhalten. „Herr Bröhmer?“

„Jawohl, der wohnt hier. Es ist nicht notwendig, daß ich Sie anmelde. Er freut sich immer so, wenn er Besuch bekommt . . .“

Die Frau, die mir geöffnet hatte, ließ mich in ein dürftiges Speisezimmer eintreten, in dem es muffig roch. „Sie bekommen Besuch!“ schrie die Megäre. Ein Greis, in einen Lehnstuhl gebeutelt, versuchte ein mattes Lächeln. Seine geröteten Augen blickten mich fragend an. Ich nannte meinen Namen. „Sie müssen laut sprechen. Er ist fast taub!“ sagte das Frauenzimmer. „Sie müssen ihm ins Ohr sprechen, wenn er sie verstehen soll.“ Um mir zu zeigen, wie man es machen müsse, neigte sie sich zu dem Kranken und rief, indem sie die Hände zum Trichter formte, in sein Ohr: „Das ist der französische Delegierte . . . Haben Sie verstanden? . . .“ „Trotz über die Abwechslung herrschte sie den gebrechlichen alten Mann wie ein unartiges Kind an und rief: „Dieser Herr wird Ihnen Gesellschaft leisten. Ich brauche also heute nicht mehr zu kommen. Ich gebe Ihnen gleiche Ihre warme Milch . . .“

Die Haushälterin entfernte sich und achtete nicht der protestierenden Geste des

alten Mannes. „Sehen Sie sich,“ sagte sie noch, indem sie mir einen Stuhl heranrückte, ohne sich darum zu kümmern, daß mir die körperliche Nähe des Kranken widerstrebte. „Sie müssen ihn kräftig schütteln, wenn Sie wollen, daß er wach bleibt. Er schläft ohnehin den ganzen Tag! Nun, er hat aber auch einen schrecklichen Schlaganfall gehabt. Seine Frau und seine vier Kinder sind bei der Eisenbahnkatastrophe von Altenbrombach umgekommen. Seither hat er sich nicht wieder aufgerafft. Und früher war er so kräftig. Jetzt kümmern sich nur noch die Ärzte um ihn.“

Ich hatte Lust, aufzustehen und wegzugehen . . . Wie hätte ich auch den Mut aufbringen können, diesem menschlichen Bruch noch Vorwürfe zu machen! Aus einem unerbittlichen Feinde hatten Zeit und Schicksal einen Krüppel geformt, der nur noch des Mitleids würdig war. Von diesem kraftlosen, taubstummen und fast gelähmten Greise konnte ich keine Rechenschaft fordern. Ihm konnte ich seine früheren Verfehlungen, an die er sich vielleicht gar nicht mehr erinnerte, nicht mehr zu schmachvollem Bewußtsein bringen. Dieser Bröhmer? Das war nichts mehr als der Schatten seiner selbst, der Schatten des Kriegsgefangenenschinders, der er einst gewesen war. Seine mitleidslose Person lebte nur noch in der Erinnerung seiner Opfer fort. Dieser Bröhmer glich einem Gespenst, das für sich verlangte, was es andern nie gewährt hatte: Gnade. Wohl machten es die verkniffenen Gesichtszüge des Alten glaubhaft, daß er einst mitleidslos gegen Greise, Frauen und Kinder gewütet hatte. Verdiente er nun das Wohlwollen, das er jenen verweigert hatte? „Ja! Trotz alledem!“ dachte ich. „Bin ich denn sicher, daß er alle mir geschilderten Untaten auch wirklich begangen hat? Ich verurteilte ihn, ohne ihm den Prozeß zu machen . . . Auf eine vage Zeugenschaft, auf bloße Vermutungen hin . . . Und in welchem Zustande sieht er mir jetzt gegenüber!“

Mit stumpfsinnigem Gesichtsausdruck blickte mich der Greis an und überhäufte seine Bedienerin mit einer zerbrochenen Stimme mit Vorwürfen. Aus seinem zahnlosen Munde, der dereinst Verwünschungen, Drohungen und grausame Befehle ausge-

### Tägliche Ballade.

An einer großen Maschine,  
die mich gefangen hält,  
stehen Menschen  
und verdienen Geld.

Von ihr gehen und eilen,  
in tausendfacher Zahl  
Männer und Frauen,  
Kinder und Jugend  
— Qual — Qual —

Tag um Tag von der Maschine,  
die euch und mich gefangen hält —  
an der wir verdienen  
unser bißchen Geld.

Nun wird's schon wieder dunkel.  
Graue Nacht.

Die Kollegen grüßen nur noch flüchtig,  
es wird Schluß gemacht.

Grauer Abend. Schwarze Nacht.  
Winde, kalte Winde wehen

Alle tappen wie Blinde  
und stammeln leis:

Ich bin nicht einmal so müd',  
Warum nur hämmert der Kopf soviel  
das dumme banale Lied?  
Kaum daß ich geboren  
und weiß nicht,  
wo ich meine Sehnsucht,  
meine Sehnsucht  
verloren?

Friben.

sprochen hatte, kam nur noch ein Stöhnen und häusliches Gepolter. Eintönig wiederholte er immer wieder: „Schlafen . . . Immer nur schlafen. Wenn man alt wird, ist es am besten, zu schlafen und zu vergessen!“ Er sprach nicht aus, was er zu vergessen wünschte . . . Wollte er das Unglück vergessen, durch das die Seinen umgekommen waren, oder vielleicht seine Brutalitäten, unter denen meine armen Landsleute einst so sehr zu leiden hatten?

Einen Moment schien es, als wollte er sich aufrichten, aber schon warf ihn ein asthmatischer Anfall in seinen Lehnstuhl zurück, in dem er verzerrten Gesichts und schäumenden Mundes verharrte. Sollte er in meiner Gegenwart infolge Erstickung sterben? Ich neigte mich zu ihm und hielt ihn, damit er in das auf dem Tische stehende Becken ausspucken könne. Dann benützte ich einen Augenblick, in dem er sich wieder erholt hatte, um ins Vorzimmer zu gehen und um Hilfe zu rufen. Die Haushälterin kam herbei, zückte die Achseln und sagte, als sie meine Verwirrung bemerkte: „Das war nichts. Das war sein gewöhnlicher Anfall. Machen Sie sich nichts daraus! Heute wird er noch nicht sterben.“

„Sollte es wahr sein,“ dachte ich, als ich Abschied nahm, „daß alle Verbrechen ihre Sühne finden, auch dann, wenn menschliche Gerechtigkeit nicht eingreift?“

Am Abend erzählte ich diese Geschichte bei Tisch. Jacques hörte schweigend zu. Dann sagte er: „Das ist genau so wie mit den unerzogenen Kindern, die man zu sehr verwöhnt . . .“

„Wieso das?“

„Man sagt ihnen immer: du wirst bestraft werden, und niemals bestraft man sie. Aber ihre Mutter irrt sich, wenn sie glaubt, daß sie nicht trotzdem bestraft werden . . .“

Ich erkannte, daß Jacques begriffen hatte.

## Beim König der Ladakh im Lande der Lamas.

Von Walter Dohhard.

Unter der wissenschaftlichen Leitung Dr. E. Trinkl's unternahm eine deutsche Expedition eine Reise in das tibetische Hochland, in die gewaltigen zentralasiatischen Gebirgszüge, sowie in die Talla-Malan-Wüste. In den Gebieten, welche die Forschungs-Expedition bereiste, türmen sich der Himalaja und das Karakorum-Gebirge, Giganten der Bergwelt. Walter Dohhard nahm an dieser Expedition teil und er beschreibt nun Erlebnisse, Entdeckungen und Erfahrungen, die er hiebei machte, in einem lebendig und heiter geschriebenen Buche: „Durch Tibet und Turkestan“, Reisen in unberührten Asien, Verlag Strecker und Schöber, Stuttgart. (Preis geb. Mk. 12.—) Von Indien ausgehend ging die Reise über Kaschmir und über gefährliche Saumpfade des Himalaja in das Land der Lamas. Im Hochland des Karakorum verlor die Expedition die Saumpferde. Fünftausend Meter hoch, in furchtbarer Einöde, wo es keinerlei Vegetation gab, mußte sich die Expedition unter größten Mühen und Entbehrungen den Weg bahnen. Zwei Monate vergingen, ehe sie wieder bewohntere Gegenden erreichte. Außerst interessant sind in dem Buche die Schilderungen der Entdeckungen aller Städteüberreste in der Wüste Talla-Malan. Dohhard berichtet auch viel Wertvolles über die politischen Verhältnisse Innerasiens, was dem Umstande zu verdanken ist, daß er auf der Rückreise mehrere Monate unfreiwillig in Kaschgar festgehalten wurde. Das nachfolgende Kapitel ist mit Erlaubnis des Verlages dem mit vielen Bildern ausgestatteten Buche entnommen:

In die Lage unseres Aufenthaltes in Leh fiel auch ein Besuch beim König von Ladakh, der auf seinem Schlosse in Stot, wenige Stunden südlich der Hauptstadt, residierte. Als wir in den Hof des königlichen Palastes ritten, kam Seine Majestät der König Tsho-Shyong-Anam-Rghal die Treppe herunter, um uns zu empfangen. Die Pferde wurden von den Dienern angebunden, abgefattet, und nach der üblichen Begrüßung stiegen wir die steilen Steintreppen mit den hohen Stufen zu den Wohngemächern der königlichen Familie hinauf.

Die Türe zum Empfangsraum war recht niedrig, ihre Schwelle sehr hoch, und der Türrahmen prangte in der glückbringenden roten Farbe des Landes. Zwei Königinnen empfingen uns hier, indem sie uns die Hand reichten, nach Landesitte die Zunge herausstreckten und das eine Ohr nach vorne zupften, was in ihrer Sprache heißt, daß sie Zunge und Ohr dem Neuangekommnen aus Unterwürfigkeit zum Abschneiden anbieten. Für uns drei Europäer, Bischof C. F. Peter, Leiter der Herrnhuter Mission in Westtibet, Dr. S. de Terra und mich waren zusammenlegbare Feld- und Liegestühle bereitgestellt. Die königlichen Hoheiten setzten sich mit gekreuzten Beinen auf Kissens, über welche farbenprächtige Teppiche aus Tibet und Jarlent ausgebreitet waren. Der König saß, seinem Range gemäß, etwas höher als seine Mutter und seine Frau: Nbi-Edawangmo, auf deutsch „Sonnen- und Mondkönigin“.

So saßen sie vor uns: die Mitglieder der königlichen Familie, soweit sie anwesend waren. Der König Tsho-Shyong-Anam-Rghal — der „allein siegreiche Beschützer der Religion“ ist

die freie Uebertragung seines tibetischen Namens —, einunddreißig Jahre alt, mit schönen aristokratischen Zügen, sah mit seinem langen, offenen Haare und den Ohrringen recht frauenhaft aus. Ein tibetisches Käppchen mit einer aus Korallen geflochtenen Krone bedeckte sein Haupt. Ein weißes, chinesisches Seidenhalstuch schaute unter dem mantelartigen, weinfarbenen Gewande hervor, das einem japanischen Kimono ähnlich sah und dessen Linien in den Hüften durch eine buntpfarbene Schärpe unterbrochen wurden. Handgestrickte Socken bedeckten die Füße, die in goldbestickten Pantoffeln steckten. Er ist die Inkarnation seines Vaters, des alten Königs Sodnam Ramghal, „des Siegreichen“, der jedoch seit mehr als zehn Jahren zugunsten seines Sohnes auf den Thron verzichtet hat. Während die Thronfolge immer vom Vater auf den Sohn übergeht, gilt der König zugleich als die Wiedergeburt des ersten Priesterkönigs von Ladakh. Sein Vater, der nun in einem einsamen Bergkloster haust, war eigentlich offiziell tot, seine Seele sollte bereits auf den Sohn übertragen sein. Zweifel war jedoch über diesen Punkt noch nicht ganz im klaren, denn Sodnam Ramghal schiele, und der neue König schiele nicht! Konnte er wirklich die Wiedergeburt seines Vaters sein?

Zur Rechten Seiner Majestät saß die Königinmutter, eine dreiundachtzigjährige Dame, munter und lebhaften Geistes, das Gesicht voller Runzeln, mit klaren, offenen Augen, einem zugekniffenen Mund, der gewohnt war zu befehlen. Ihr Kleid, aus dem sie von Zeit zu Zeit ein starkes Vergrößerungsglas hervorzog, sah wenig königlich aus. Der Türkischschmud auf ihrem Haupte war etwas verblaßt und nahm sich neben demjenigen ihrer Schwiegertochter, der gegenwärtigen Königin, recht bescheiden aus. Dieser bestand aus sieben Reihen herrlich blauer Steine von der Größe eines Fünffrankenstückes, die auf dem über dem Rücken bis zu den Hüften hängenden Bande immer kleiner wurden. Das weinrote Kleid der Königin reichte bis auf den Boden, und darüber trug sie einen goldbestickten Schal, ein Familienerbstück. Die Füße steckten in niedlichen golden und rot verzierten Pantoffeln.

Die Königin schien die Seele des Hauses zu sein; sie dirigierte die wenigen Bedienten und sah, daß ihr Gemahl nicht allzu leichtsinnig mit dem Gelde umging. Im Verkehr war sie munter und fröhlich, und meine Sprache mit den Händen schien ihr besonderen Spaß zu machen.

Auf ihrem Schoße saß das fünfjährige Töchterchen, ein außerordentlich intelligent dreinschauendes Mädchen. Die kurzgeschneitten Haare und die kleine Nonnenmütze deuteten an, daß es fürs Kloster bestimmt war; die königliche Kasse würde zu einer standesgemäßen Aussteuer nicht ausreichen; die kleine Prinzessin ist deshalb mit ihrer um einige Jahre älteren Schwester schon von Geburt an für eine religiöse Laufbahn bestimmt worden. Sodnam Ramghal, der alte König, den ich im Hemiskloster getroffen und auch photographiert hatte, überwachte in seinem abgelegenen Bergkloster die geistliche Erziehung seiner beiden Entkinder, von denen das jüngere nun für kurze Zeit auf Besuch bei seinen Eltern weilte.

Die wichtigste Persönlichkeit des königlichen Haushaltes war jedoch entschieden der einjährige Prinz, der einst das Erbe der Dynastie anzutreten haben wird. Zu sehen bekamen wir

ihn nicht, obchon seine Mutter, die Königin, ihn allzugerne photographiert gehabt hätte. Allein die alte Königinmutter protestierte dagegen, und da Schwiegermütter auch in diesem Teile der Welt ein bedeutsames Wort zu sagen haben, unterblieb die Aufnahme. Die alte Dame fürchtete, daß in dem schwarzen, unheimlichen „Ding“, der Kamera, das „böse Auge“ verborgen sein könnte, oder daß die das Schloß umgebenden Dämonen, durch die Vorbereitung für die photographische Aufnahme aufmerksam gemacht, den jugendlichen Prinzen rauben könnten. Aus diesem Grunde wurde auch seine Geburt für lange Zeit geheimlich, und noch Monate, nachdem der Thronfolger bereits da war, soll die Königin tränenden Auges geklagt haben, daß die Dynastie aussterbe, da der Erbe fehle. —

Inzwischen wurde der „Lund“ ausgetragen. Als erster Gang kam eine dicke Nudelsuppe in Tassen, der kleingehacktes Fleisch beigemischt war. Sie schmeckte vorzüglich, und wir bekundeten unsere Hochachtung für die königliche Küche, indem wir uns die chinesischen Tassen sechsmal nachfüllen ließen. Hierauf wurden kleine gebratene Fleischstückchen aufgetragen, die mit einer dicken braunen Sauce und kleingeschnittenem Grünzeug serviert wurden. Es soll eine Delikatesse gewesen sein, aber man mußte offenbar Kenner sein, um das Geracht entsprechend würdigen zu können. Zum Nachtiß erschienen jene herrlichen Aprikosen, für welche das Jndustal bekannt ist.

Zwischen den einzelnen Gängen wurde Buttertee und Milch angeboten. Vielleicht wird erstere bereinst eine europäische Delikatesse für ganz verwöhnte Feinschmecker werden; der gesunde Magen des gewöhnlichen Reisenden ist allerdings vorläufig noch nicht darauf eingestellt.

Nach dem Essen besahen wir uns das Schloß, allein in dem großen Gebäude befinden sich kaum ein halbes Duzend Zimmer, die einigermaßen wohnlich eingerichtet sind. In der Hauskapelle standen Buddha- und Lamafiguren; die keine Bibliothek war in einer Ecke untergebracht, und zahlreiche Tantas, Tempelfahnen, teilweise prächtige Stücke, zierten die Wände.

In den Zimmern, die Sodnam Namgyal bewohnte, ehe er ins Kloster ging, sind die lamaistischen Lebenssymbole an die Wand gemalt; einige bis in die Details fein gearbeitete Fresken zieren den Winkel neben dem verstaubten Altar. Aus allen Ecken und Enden jedoch gähnt einem die Armut entgegen. Das jährliche Einkommen des Königs beträgt rund viertausend Rupien, etwa siebentausend Franken, mit welcher Summe auch ein König von Westtibet weiße Haushalten muß, wenn er damit auskommen soll.

Als wir uns verabschieden wollten, hatte die Königin noch ein Anliegen. Sie erkundigte sich, ob wir ein wirksames Wangenpulver hätten. Der junge Prinz soll von diesen kleinen Tierchen böse zugerichtet worden sein, sie hoffte jedoch, daß wir Abhilfe schaffen könnten. Ich versprach ihr ein Fläschchen „Aneatings Insect Powder“, das wir mit uns hatten, ohne es bisher jedoch zu brauchen.

### Mater dolorosa.

Draußen an der Großstadtgrenze, wo das Krankenhaus und die Entbindungsanstalt liegen, ist sie eingestiegen. Jetzt sitzt sie im Straßenbahnwagen und denkt an das Vergangene, an heute, gestern, an die Nacht, die schon angstvoll durch die Straßen flutet, die ihre Seele, ihren Glauben verdunkelt. Hin und wieder weint sie, öffnet das braune Umschlagetuch, küßt

ihre Hand, lächelt und schluchzt, wenn alle Gedanken brutal über ihr reines Herz segeln. Es ist kühl. Manchmal erschauert sie. Sie sieht blaßgrün, schmerzdurchwühlt und wie von Glas aus. Ihre Augen hängen weit irgendwo an einem festen Punkte, als stände dort jemand, mit dem sie spricht.

Draußen stürzen die Lichterreihen der Pavillons der Anstalt vorbei. Wieviel Krankheit, Fieberglut, brütet dahinter, und wieviel Hoffnung!

Leute steigen ein. Gleichgültig. Gehezt. Mit sich selbst beschäftigt. Dosen vor sich hin. Leise Rauchen. Keiner sieht das arme Weib, die Mutter, in diesem Mädchen. Einige brummen, knurren, wenn sie über den Pappkarton, der neben der jungen Mutter steht, stolpern, und blicken beleidigt, böswillig.

So geht es fort. Der Straßenbahnwagen saust. Streifen kommt die Stadt. Leute steigen aus. Streifen mit kaltem, hartem Blick die Gefallene.

Ja, weshalb hat sie das getan? Warum? Hat sie doch selbst verschuldet; denkt jetzt die dicke Frau Oberpostsekretär mit den strengfrommen Augen und den Blusterbäden, die eben eingestiegen ist. Ob der entrüsteten, durchbohrenden, vornehmen Blicke sinkt das Mädchen ganz in sich zusammen. Weint still vor sich hin. Bei der nächsten Haltestelle geht ein „Ach“ durch die Fahrtgesellschaft. Man hat es zwar nicht gehört, doch man fühlt es. Sie rücken enger zusammen. Ein aufdringliches Parfüm schwingt zwischen den Tabakwolken. Eine Dirne ist eingestiegen. Ein Mensch, der auch ein Verlangen nach dem Leben hat. Neben die junge Mutter setzt sie sich. Fred, kokett wiegt die Dirne ihren Kopf. Alles an ihr ist Herausforderung. Sie lächelt leise, hohnvoll. Rustert led der Reihe nach die Schlägerfrau, die krampfhaft bemüht ist, etwas Würde vorzustellen, die Gnädige, die verblüfft ihre Sorgnetze fallen läßt. Das junge Mädchen mit der guten Töchter-Pensionat-Erziehung und alle die wohlgenährten, tüchtigen Männer, die verlegen fortsetzen und an ihren Zigaretten lauen.

Plötzlich strampelt das kleine Wesen unter dem Umschlagetuch und kräht. Die Mutter flüstert schneue, liebe Worte und wiegt und schaukelt. Das Freudenmädchen sieht sich um, betrachtet das junge Weib. Und die Augen, die eben noch frech, dunkel, lustig, herausfordernd waren, werden weich und gut. Es ist ein Schimmer darin, der an einen Sonnenstrahl erinnert, an eine schöne Blume. Auch die Dirne hat eine Stimme in sich, die „Mutter“ sagt. Ein Gefühl, das in ihre Schreie und zerrt — nach Gutem. Schönem. Das ihr lieber gewesen wäre, als sich zu verkaufen.

Sie fängt an zu plaudern, zu fragen. Der bitter verächtliche Zug, der vorher unter dem abweisenden Lächeln saß, ist verschwunden. Rund, voll ist der Mund, der Ausdruck rein, froh.

Die junge Mutter erzählt. Bruchstückweise, denn inzwischen weint sie. So lieb hätte sie ihn gehabt. Der Sommer war so lang, so schön gewesen. — Dann war er fortgegangen. Fort! Er war gut — ist gut. — Nicht er . . . Mich verlassen. Geredet . . . Von Haus . . . Die Eltern hinausgewiesen. — Jetzt — zehn Tage alt. — Das Kind. — Arbeiten. — Dann durchschüttelt sie ein Schluchzen. Sie weint unaufhörlich.

„Zeigen Sie das kleine Wurm doch mal her!“ sagt die Dirne mit einer Stimme, die seltsam bebzt und einen eigenen Klang hat. Wie ein Echo noch in der Stimme tönt. Zweiseln, furchtsam, gibt die Mutter der Dirne das Bündel. Die drückt es an sich, leise, behutsam, lacht und gibt schnell das Bündel der Mutter

zurück. Öffnet ihre Geldtasche und schiebt unter das Umschlagetuch einige Geldscheine. Bevor die Mutter sich von ihrer Ueberraschung erholen und danken könnte . . . Klingelzeichen. Das Freudenmädchen steigt aus.

Bahnhof. Auch die Mutter steigt aus. Die Großstadtstraße heult entsezt auf. Lichter peitschen auf sie zu. Menschen drängen, stürzen . . . Wer weiß? — Auch die Dirne hat vielleicht so begonnen! Und . . .

Aber wer hilft? . . . Der Weg, der breite Weg! Wo ist der? Karl Brinkmann.

### Die wichtigsten Leute in der Welt.

Hinter jedem Mann steht der Knabe, der er war, hinter jeder Frau das Mädchen.

Die allerwichtigsten Leute in der Welt sind die Knaben und Mädchen in den Zehnerjahren.

Sie sind es, die alle großen Fragen des Lebens entscheiden. Welches sind diese großen Fragen? Sie betreffen nicht den Preistarif, Selbstanlagenheiten oder Bürgermeister- und Präsidentschaftswahlen. Die großen Fragen sind: Welchen Beruf wirst du ergreifen? Welches Mädchen wirst du heiraten? Was wird aus deinen Idealen? Was mit deinem Geschlechtstrieb? Was wird die Philosophie deines Lebens sein — wirst du sinnlich, materialistisch, selbstsüchtig oder nächstenliebend sein? Wirst du das Recht lieben, die Schönheit? Ueber all diese Fragen entscheiden die Jahre unter zwanzig.

Fast du über die seltsame Tatsache nachgedacht, daß das Glück dieser Welt in den Händen der Knaben und der Mädchen ruht?

Der Knabe ist es, der das Geschäft oder den Beruf ergreift, dem der Mann nachher zu folgen hat. Das Mädchen ist es, das den Gatten wählt, mit dem die Frau ein ganzes Leben verbringen muß.

Und es ist das Kind, das die Religion bestimmt, der der Erwachsene angehören wird.

Fast alles, was der Mensch nach seinem 21. Jahre tut, besteht im Versuch, zu verwirklichen, was er vor diesem Alter geplant hat.

Cäsars gesamte Eroberungen, Websters Bereisamkeit, Gladstones Staatskunst und Thorwaldsens Werke waren nur Auswirkungen dessen, was jeder von ihnen in seiner Jugend als Vision geschaut hatte.

Kein Mensch hat je eine große Idee gehabt, deren Spur nicht bis auf seine Jugend zurückzuführen wäre.

Und wir behandeln junge Leute, als ob sie und alles, was sie sagen, tun und fühlen, belanglos wäre. Wir sehen das Alter zwischen zehn und zwanzig Jahren als eine Art Zwischenpiel des Lebens an. Ihre Kindheit gehört uns, ihre Mannheit gehört ihnen — die Jünglingsjahre zählen nichts.

Doch was der Knabe in der Zeit des erwachenden Geschlechtsbewußtseins erlebt, und was da in ihm vorgeht — ist von größerer Wichtigkeit als alles, was nachher geschieht oder vorher war.

Du mußt keine falschen Schlüsse ziehen, du brauchst dein Kind nicht abzuschließen oder mit dem Löffel zu füttern, du brauchst ihm auch nicht die Freiheit zu nehmen, um es vor dem Schmerz zu bewahren. Du sollst nur eingedenk sein, daß Knaben und Mädchen gerade in den Jünglingsjahren mehr Liebe und Kameradschaft und Anteilnahme und Aufmerksamkeit bedürfen, als sie deren je bedurften und später bedürfen werden.

Die Jugend hält den unvergleichlichen Schatz in Händen, den wir übrigens verloren haben — den über allen Preis erhabenen, begehrtesten Schatz — die Zukunft!

# Feuertwerk von der Sonne.

## Wie entsteht das Polarlicht? — Ein Elektronenombardement im Weltall. — Die Erde als Magnet.

Von Georg Sichel.

Als die ersten Reisenden in der Arktis von den wunderbaren Erscheinungen des Polarlichtes berichteten, das ihnen manche lange Nächte im ewigen Eis ein kurzweiliges Schauspiel geboten hatte, wußte man sich diese wunderbare Erscheinung nicht zu erklären. Lange Zeit blieben die Vogen und Spiralen am Nachthimmel der Eisregionen ein Rätsel auch für die Wissenschaft. Jahrzehntlang waren sie ein Gegenstand der Forschung und sind besonders heute Probleme, mit denen sich die Physiker in den großen elektrischen Laboratorien besonders stark beschäftigen, glaubt man doch mit Recht, daß die Erforschung des Polarlichtes auch Ergebnisse haben muß, die zugleich Aufklärung über das Wesen der Elektrizität bringen können. Denn daß das Polarlicht durch elektrische Strahlen der Sonne hervorgerufen wird, ist eine Tatsache, an der die Fachleute heute nicht mehr zweifeln. Vom neuesten Stand der Forschung über das Wesen des Polarlichtes erzählt ein anerkannter Gelehrter, Dr. Brüche vom Forschungsinstitut der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft, etwa folgendes: Es ist sicher, daß die über den Himmel hinziehenden Strahlenbündel des Polarlichtes Folgen von explosionsartigen Vorgängen auf der Sonne sind. Die Tatsache, daß die Polarlichter nur nachts erscheinen, wo das Sonnenlicht für den Beobachter nicht sichtbar ist, wäre lediglich ein Beweis gegen diese Theorie, wenn Lichtstrahlen und Elektronenstrahlen gleiche Eigenschaften zeigten und vor allen Dingen stets geradlinig verliefen. Nun werden aber elektrische Ströme durch magnetische Felder abgelenkt und da unsere Erde ebenfalls ein riesiger Magnet ist, beeinflusst sie

die Elektronenstrahlen, die von der Sonne ausgehen, so, daß sie auch nachts in der die Erde umgebenden Atmosphäre auftreten können. Damit ist auch erklärt, warum die seltsamen Lichterscheinungen nur an den Polen auftreten.

Zur Evidenz dieser Theorie hat man auch im Laboratorium an einem Erdmetall, das als kugelförmiger Elektromagnet ausgebildet war, Versuche angestellt, indem man auf die nachgebildete Erde Elektronenstrahlen richtete. Es ergab sich dabei ein elektronenfreies Gebiet um den Äquator und eine starke Konzentration der Elektronenstrahlen an den beiden Polen. Ebenfalls ist an diesem Modell nachgewiesen worden, daß durch den Magnetismus der Erde die Elektronenstrahlen sich so krümmen können, daß wir sie des Nachts zu sehen imstande sind.

Das Polarlicht tritt in der Hauptsache in zwei typischen Formen auf, als Strahl und als Bogen. Daneben gibt es noch die wunderbarste Erscheinung, die Krone, den Vorhang und der Dunst. Die Krone, die zu den Strahlen gehört, entsteht dadurch, daß die Strahlung parallel auf den Betrachter zuläuft. Die Entstehung des Vorhangs dagegen erklärt man sich aus ziemlich komplizierten Vorgängen, die aber im Laboratorium als richtig bewiesen wurden.

Mit der Erforschung des Wesens des Polarlichtes, ist man einen gehörigen Schritt weiter in der Wissenschaft von der Elektrizität und der kosmischen Strahlungen, die gerade eben durch den Flug Piccards wieder in den Vordergrund des Interesses gerückt worden sind.

## Was mancher nicht weiß.

Die größte Lebenswürdigkeit von Indien ist das Observatorium, das der berühmte indische Astronom Jai Sing in den Jahren 1718 bis 1734 gebaut hat. Das Observatorium steht auf einem großen freien Plage und enthält zahlreiche merkwürdige und phantastische Instrumente, die alle Jai Sing selber gezeichnet hat.

Im Durchschnitt leben Junggesellen weniger lange als verheiratete Männer.

Das Wort Pyjama kommt aus dem Hindostanischen und bedeutet Beinbedeckung.

Kopernikus hat 36 Jahre an seinem Werke „Kreislauf der Himmelskörper“ gearbeitet, Klopstock brauchte 27 Jahre zu seinem „Messias“. Balzac schrieb neunzig Bücher außer vielen anderen literarischen Arbeiten. Die Ausgabe von Tolstois Werken umfaßt hundert Bände.

Wie es bei den alten Germanen den Glauben an die Roggenmühle gab, findet man bei den Peruanern eine Mais- und Kartoffelmutter. Zu den Geistern, die die Kornfelder beleben, gehören übrigens auch die Wilmes- oder Bilwischmitter, die man sich als kleine Teufel zu denken hat, die das Getreide durchwandern und mittels kleiner, an den Beinen befestigter Sichel die besten Halme heraus schneiden. Auch der Roggenwolf war sehr gefürchtet, der sich bei Wind einstellte und die Halme knickte.

Die Namiten, eine religiöse Sekte, die die böllige Radtheit propagiert und pflegt, haben

ihre Vorläufer schon im zweiten und dritten Jahrhundert, damals gab es in Nordafrika eine gnostische Sekte dieses Namens, deren Anhänger sich nackt versammelten. Im 15. Jahrhundert fanden sie dann besonders in Böhmen weite Verbreitung, wo ein Bauer, namens Niklas, sie begründete. Dort zeichneten sich die Sekten dadurch aus, daß sie den Kommunismus einführten und die Frauen als Allgemeingut erklärten. Sie setzten sich auf einer kleinen Insel im Flusse Uschnitz fest und bildeten hier ihren Sonderstaat, bis Zizka die Insel eroberte und viele Mitglieder dieses seltsamen Gemeinwesens tötete.

## Heiteres.

**Auch ein Arbeitsloser!** Der Lehrer ersucht eines Tages diejenigen Kinder aufzustehen, dessen Vater arbeitslos ist. Unter denen, die aufgestanden sind, befindet sich auch der Sohn eines bekannten Hausbesitzers. „Nanu, Karl,“ sagt der Lehrer, „warum stehst du denn auf?“ — „Mein Vater,“ sagt Karl, „hat nie keine Arbeit nicht.“

**Großstadtkinder.** Bubi kommt aus der Großstadt zum erstenmal aufs Land. Als er bei einem Spaziergang sieht, wie ein Bauer mit dem Pflug den Boden bearbeitet, fragt er erstaunt: „Du, Papa, was ist denn das für ein Sport?“ Vom Lande zurückgekehrt sieht er eines Tages aufmerksam zu, wie die Mutter

dem kleinen Brüderchen die Flasche gibt. „Mutti,“ fragte er nachdenklich, „wer gibt denn der Kuh ihren Kindern die Flasche?“

**Seltenheit.** Zwei Radfahrer stießen an einer Straßenzugung zusammen und kommen beide zu Fall. Sie erheben sich sofort wieder, lästern entschuldigend den Hut und schiden sich an, weiterzufahren, als es aus der angesammelten Menschenmenge staunend ruft: „Ja, verflopp! Ihr euch denn nit?“

**Unpatriotische Bierlinge.** Seit Jahren wird von seiten Mussolinis eine eifrige Propaganda zur Hebung der Geburtenziffern betrieben. Als in Neapel eine Frau Bierlinge bekam, und zwar drei Mädchen und einen Jungen, schickte Mussolini mit einem Glückwunschtelegramm 10.000 Lire und bestimmte die Namen der Kinder: Gloria, Victoria, Italia, Benito. Nach drei Monaten erkundigt sich Mussolini nach seinen neuen Balkas und erhält die telegraphische Antwort: „Gloria tot, Victoria verloren, Benito im Absterben, hoffen Italia zu retten.“

## Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Schwarz, Zwettl Nr. 65 bei Teplitz-Schönau.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

### Schachaufgabe Nr. 48.

Von Gen. Josef Tille, Loosdorf.

Schwarz: Ka6; Df4; Tb4, h4; Ld2; Bba, c, d6, e4 (9).



Weiß: Ka1; Te7, h6; Lh7, d8; Sb1, b2; Ba3 (8).  
Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an oben genannte Adresse zu senden.

### Lösungszug zu Nr. 45: Td6-d5!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Ulrich Richard, Görlau; Gölbig Johann und Bräutigam Anton, Bergesgrün; Adolf Wenzel, Arnsdorf bei Gaida; Zachs Anton, Trausdorf; Dinnebler Emil, Teßchen; Kreiner Wilhelm, Teplitz; Albert Rudolf, Proßeditz; Walter Ludwig, Rodel Franz, Michel Rudolf, Schmied Ferdinand, alle Kvitkau; Badmann Reinhold, Döhner Max, Rühldorf; Adolf, alle Tschau; Oyna Josef, Hofstomig; Schubert Josef, Hofau; Triftsch Gustav und Qual Adolf, Witterschän; Altschmied Josef, Reuf; Svoboda Josef, Nechwaltz. Auf obige Lösung verweisen wir: Hofmann Johann, Probstau; Bentel Wilhelm, Arnsdorf bei Teßchen; Eubal Josef, Neu-Tschschin, Nachtrag zu Nr. 44; Hofmann Johann, Probstau.

### Briefkasten.

H. Josef, Hofstomig, Nr. 45 korrekt, nach Tb8x d8 folgt Tb4-f4? also ohne Nebenlösung.

D. Emil, Teßchen. Brief folgt im Laufe nächster Woche, keine Zeit.

Z. Josef, Loosdorf. Weitere Einsendungen erwünscht.